geht, sondern um die Möglichkeiten eines falschen Bildes der wirtembergischen Spätgotik. Es ist das Verdienst des Verfassers, auf die Arbeit rheinpfälzischer Steinmetzen in Wirtemberg hingewiesen zu haben. Er steht jedoch in der Gefahr, diese Steinmetzen mit den Baumeistern zu verwechseln. Dies wirkt sich in bezug auf die Aberlin-Jörg-Frage in Verbindung mit der Behandlung der Alexanderkirche Marbach besonders ungut aus. Nicht nur wegen der Jahreszahl 1453 an der Südwestecke des Langhauses, sondern auch wegen der Zusammenhänge der Raumformen mit der Stiftskirche in Stuttgart, ist es kaum möglich, Aberlin Jörg, der als Baumeister des Chores erwiesen ist, aus der Planung des Langhauses herauszunehmen. Ähnliches gilt für andere Bauten, wobei nicht nur die Rücksichten auf die rheinpfälzischen Steinmetzen, sondern auch auf den hypothetischen Hänslin Jörg als Baumeister der Stiftskirche maßgebend gewesen zu sein scheinen. Ein Beispielfall ist die vom Verfasser nicht genannte Michaelskirche in Waiblingen, an der rheinpfälzische Meister arbeiten, aber sichtlich ab Westturm und Langhaus nach Aberlin Jörgs Plänen. Jedenfalls geht es nicht an, Aberlin Jörg in der Weise zur Bedeutungslosigkeit zu verurteilen, wie dies hier getan wurde. Leider bleibt ein weiterer Wunsch des Lesers offen: etwas über die gerade in Waiblingen wohlerhaltene altwirtembergische Staffelhalle zu erfahren, über die Bedingungen ihrer Entstehung, die außerwirtembergischen Parallelen usw. Ein weiterer Sonderabschnitt von 45 Zeilen gilt den Profanbauten, wiederum ganz allgemein gehalten und das Wichtigste nur mit Namen zitierend. Dabei fehlt eine Würdigung des so wichtigen schwäbischen Fachwerks so gut wie ganz. Schließlich noch ein grundsätzliches Bedenken. Kann man denn überhaupt eine „schwäbische Kunstgeschichte" schreiben? Versteht man das Wort „schwäbisch" stammesgeschichtlich, so wäre sehr viel weiter zu greifen, als der Verfasser griff. Wir wissen aber, daß mit stammesgeschichtlicher Begrenzung nichts getan ist. Denn, was will das Stammesgeschichtliche besagen gegenüber allen anderen gestaltgebenden Kräften? Das Stammliche kann allenfalls variantenbildend in Erscheinung treten. Oder will man den Begriff „schwäbisch" sprachgeschichtlich nehmen und somit den „alemannisch" sprechenden Landesteil ausnehmen? Ein offenbares Unding! So würden wir uns nach wie vor eine wirkliche „Kunstgeschichte" wünschen, welche die Kunstgeschichte als das nimmt, was sie ist: eine europäische Erscheinung, die man innerhalb beliebiger Grenzen betrachten kann, wobei sich die Landesgrenze von Baden-Württemberg empfiehlt und Exkurse dem Elsaß, der Schweiz, bayrisch Schwaben und bayrisch Franken gewidmet sein könnten. *Adolf Schahl*

Heinz Wetzel: Stadtbaukunst – Gedanken und Bilder aus dem Nachlaß, ausgewählt und zusammengestellt von Klaus Osterwold, Ewald Liedecke, Gerd Offenberg, herausgegeben von Karl Krämer. Karl Krämer Verlag, Stuttgart, 12.80 DM.

Drei ehemalige Schüler von Heinz Wetzel, dem unvergessenen Lehrer für Städtebau an der Technischen Hochschule Stuttgart, haben, im Monat seines 80. Geburtstags, dieses Buch herausgebracht.
Es ist nicht nur ein Buch für Architekten und unter diesen besonders für die jüngeren, die Wetzel nicht mehr gekannt haben, es ist darüber hinaus für jeden, der fragend vor den zunächst unlösbar scheinenden Geheimnissen unserer alten Städte steht, ein Buch voll wertvollster Anregungen. Hieraus darf abgeleitet werden, es in dieser Zeitschrift warm zu empfehlen. Die Verfasser des Buches haben aus dem Nachlaß Wetzels (der zum Teil aus Abschriften von Briefen besteht, die er seinen Schülern ins Feld schickte) seine Lehre „herausgefiltert". Sie ist eine Lehre und ist doch keine. Sie ist die große Schule des Sehenlernens, des kühlen, sachlichen Sehens und des Sehens mit dem Herzen – so wie ein ganzer Mensch sehen soll und muß. Über dem Buch liegt ein bezaubernder Reiz, der durch einzelne Zitate oder das Herausheben einzelner Kapitel nicht wiedergegeben werden kann. Man muß sich am ganzen Buch, samt Wetzels meisterhaften Zeichnungen freuen. Für die, die Wetzel gekannt haben, ist das Buch ein Wiedersehen mit dem prachtvollen Menschen und dem begnadeten Lehrer. Zuletzt kommt noch dazu die Freude, das Buch in die Hand zu nehmen: die druckgraphische Gestaltung ist vorbildlich. *Peter Haag*

Der Zeichner Paul Jauch. Schriftenreihe der Hans-Thoma-Gesellschaft. Herausgegeben von Alfred Hagenlocher. Verlag Karl Knödler, Reutlingen, 1962. DM 12.–.

Die Hans-Thoma-Gesellschaft hat in der vorliegenden Publikation einen über Reutlingen hinaus nur wenig bekannten Künstler ans Licht gezogen. Im Zeitalter der ungegenständlichen Malerei, in den Tagen des Tachismus, mag es fast als ein Wagnis erscheinen, ein Buch über einen völlig gegenständlichen Maler herauszubringen, aber schließlich soll man ja das Althergebrachte auch nicht ganz verachten! Paul Jauch gehörte so recht zu den Stillen im Lande, der sehr zurückgezogen lebte, sich immer abseits vom Kunstbetrieb unserer Tage hielt und sich auch nie um Ausstellungen bemühte, wollte er doch, wie er sich selbst einmal ausdrückte, „seine Sache nicht fremden Blicken aussetzen". Dazu kommt die Beschränkung auf das kleine Format, auf die Zeichnung, die er durchaus im malerischen Sinne pflegte. Das lange Leben war ganz von Wandern und Malen, vielmehr Zeichnen ausgefüllt. Er schuf Landschaften voll lyrischem Klang, immer wieder kehren Motive des Albvorlands, zumal das Uracher Tal, der Neuffen oder die geliebte Achalm wieder, dann die Filder oder das Körschtal, doch bevorzugt er mehr den Ausschnitt, die Wolkenstudien, einen Blick durchs Fenster, ein Stück aus einem Bauerngarten, Impressionen eines blühenden Baumes und Blumen. Neben mannigfaltigen Proben der Gebrauchsgraphik schuf Jauch Illustrationen wie zu Walter Burks „Haus zur ersten Liebe", Zeichnungen zu Ludwig Finckhs „Jakobsleiter" und zu den Gedichten von Brustgi, vor allem aber die unter dem Namen „Am frischgeschnittenen Wanderstab" noch 1956 erschienenen 88 Bilder aus Mörikes Leben und Land. Nicht ohne Berechtigung ist im Vorwort von Alfred Vollmar, des gleichgesinnten oberschwäbischen Malers ein Wort zitiert, der Jauch einen „Künstler von lauterer gläubiger Wahrhaftigkeit" nennt. Adolf Schahl, der als Autor seinen Namen nur allzu bescheiden versteckt, hat die Einführung in Jauchs Leben und Werk mit viel Liebe und Einfühlungsgabe geschrieben; wie gemütvoll ist schon die Kindheit, das Werden des Malerknaben geschildert, die Jahre in Schwenningen und Eningen, der späteren Heimat, wobei auch manch reizvoller Beitrag zur Volkskunde eingeflochten ist. Eine feinsinnige Auslegung der Jauchschen Zeichenkunst schließt sich an. Man möchte manchem bekannteren Maler, wie etwa einem Hermann Pleuer oder Otto Reiniger eine solch warm geschriebene Monographie wünschen, die bis heute immer noch auf sich warten läßt. Ist doch die schwäbische Malerei des 19. Jahrhunderts und der Jahrhundertwende seit den Tagen von Hans Otto Schaller und Otto Fischer, dessen Buch über die schwäbische Malerei längst eine Neuauflage verdient hätte, allzusehr ein Stiefkind geworden! *M. Schefold*